





Schriftenreihe  
der Historischen Kommission bei der  
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Band 106

---

HISTORISCHE  
KOMMISSION  
BEI DER BAYERISCHEN  
AKADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN

---

**HK**  
MÜNCHEN

---

# Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert

Herausgegeben von  
Matthias Berg und Helmut Neuhaus

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Schriftenreihe wird herausgegeben  
vom Sekretär der Historischen Kommission:  
Bernhard Löffler

Gedruckt mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung, Köln,  
sowie der Franz Schnabel Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2021, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der  
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Briefe aus den Beständen des Verbandes Deutscher Historiker  
(© Historisches Archiv der Stadt Köln, X-Best. 1052) sowie der Historischen Kommission  
bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Satz: textformart, Göttingen | [www.text-form-art.de](http://www.text-form-art.de)

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)

ISSN 2197-4721  
ISBN 978-3-647-37095-8

# Inhalt

MATTHIAS BERG/HELMUT NEUHAUS	
Einleitung . . . . .	9

## I. Grundlagen historiographischer Briefkultur(en)

GANGOLF HÜBINGER	
Briefkultur(en) im bürgerlichen Zeitalter . . . . .	25

MICHAEL MAURER	
Selbstzeugnisse in kulturhistorischer Perspektive	
Briefe, Tagebücher, Autobiographien . . . . .	37

STEFAN REBENICH	
Wissenschaftspolitik in Briefen	
Althoff, Mommsen und Harnack . . . . .	59

HANS-HARALD MÜLLER	
Disziplinbildung und Briefkultur(en)	
Gelehrtenbriefe und Korrespondenzformen in der Germanistik	
des 19. Jahrhunderts . . . . .	79

## II. Formen und Varianten: Historiographische Briefkultur(en) seit dem 19. Jahrhundert

MATTHIAS BERG	
Eine Organisationsgeschichte in Briefen	
Historikertage und Historikerverband um 1900 . . . . .	97

THOMAS KROLL/FRIEDRICH LENGER	
Werner Sombart und Robert Michels als Briefeschreiber	
Briefkultur, Sozialwissenschaft und Politik . . . . .	125

JONAS KLEIN	
Zwischen Wissenschaft und Politik	
Hans Delbrücks Korrespondenz als Herausgeber	
der »Preußischen Jahrbücher« . . . . .	139

BENJAMIN HASSELHORN Zorn, Spott, Verzweiflung Die Briefe Johannes Hallers, emotionsgeschichtlich gelesen . . . . .	165
GENEVIÈVE WARLAND Briefe zwischen Freund und Feind? Belgische Historiker und ihre Korrespondenz-Netzwerke mit Deutschland . . . . .	177
 III. Krisen und Grenzen: Historiographische Briefkultur(en) im Zeitalter der Extreme  	
PHILIP ROSIN Vom Mittelpunkt des Faches in die Ausgrenzung Hermann Onckens Korrespondenz zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus . . . . .	201
MARTIN KOSCHNY Konturen eines Netzwerks Albert Brackmanns Korrespondenz zwischen Mediävistik und »Ostforschung« . . . . .	223
BIRTE MEINSCHIEN Briefe als Rettungsanker Zur Korrespondenz deutschsprachiger Historikerinnen und Historiker in der britischen Emigration ab 1933 . . . . .	245
NICOLAS BERG Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel nach 1945 Zum Erkenntnispotential einer antagonistischen Konstellation . . . . .	269
MARTIN SABROW Briefkultur im historischen Herrschaftsdiskurs der DDR . . . . .	299

IV. Herausforderungen und Chancen:  
Historiographische Briefkultur(en) in Briefeditionen

HANS-CHRISTOF KRAUS Historikerbriefe in den »Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts« . . . . .	323
MARION KREIS Karl Hegels editorische Praxis im Spiegel seiner Korrespondenz seit den 1850er Jahren . . . . .	335
FOLKER REICHERT Weshalb es sich lohnt, die Briefe eines Unbekannten zu edieren . . . . .	351
ROMAN GÖBEL Edieren im digitalen Zeitalter Die Ernst Haeckel Online-Briefedition . . . . .	371

Anhang

Abkürzungsverzeichnis . . . . .	387
Autorenverzeichnis . . . . .	389
Personenregister . . . . .	391





## MATTHIAS BERG/HELMUT NEUHAUS

### Einleitung

Themen unterliegen Konjunkturen, auch und gerade in der historischen Forschung. Deren eigene Entwicklung, die Geschichte der Geschichtswissenschaft, befindet sich nicht allein in Deutschland seit geraumer Zeit inmitten einer ungewöhnlichen Forschungskonjunktur, die bereits um 1990 erste Vorläufer ausprägte, sich um die Wende zum 21. Jahrhundert vollends entfaltete, um anschließend auf hohem Niveau zu verbleiben. Untrügliches Anzeichen für einen solchen Forschungsboom sind nicht zuletzt Überblicksdarstellungen, die den zwangsläufig entstehenden Wildwuchs an Themen, Fragestellungen und Varianten bündeln, einen diskursiven Rahmen setzen und Perspektiven der weiteren Forschung formulieren. Folgerichtig ist bereits vor einiger Zeit in einem Überblick ebenso treffend wie konzise umrissen worden, wonach die Historiographiegeschichte fragt und was diese zugleich von der bloßen Revision früherer Forschungsstände unterscheidet: »Historiker interessieren sich immer wieder von neuem für alte Fachkontroversen, prüfen alte Argumente und aktualisieren vergessene Problemsichten. Als Wissenschaftsgeschichte ist die Historiographiegeschichte jedoch noch mehr: Mit Hilfe sozial- und kulturgeschichtlicher Methoden versucht sie, die Institutionen des Faches sowie die politischen, sozialen und kulturellen Voraussetzungen der früheren Berufspraxis von Historikern zu analysieren.«<sup>1</sup>

Das schloss materielle Voraussetzungen ein, ob ökonomische Grundlagen der Arbeit von Historikern oder auch die Orte historischer Forschung, eben die Institutionen des Faches, denen wie beispielsweise dem Seminar als wirkmächtige Ausprägung spezifischer universitäts- und wissenschaftsgeschichtlicher Gegebenheiten nachgegangen worden ist.<sup>2</sup> Auch im engeren Sinne dem unmittelbaren Arbeitsprozess des Historikers zuzuordnende materielle Aspekte wie die im 19. Jahrhundert sich erst ausbildende Praxis der Archivrecherche<sup>3</sup> oder auch die auf dieser Entwicklung aufbauende »Schärfung des Quellenblicks« der

- 1 *Lutz Raphael*: *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 14.
- 2 *Hans-Jürgen Pandel*: *Die Entwicklung der historischen Seminare in Deutschland*, in: *Werner Freitag* (Hg.), *Halle und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900*, Halle 2002, S. 25–36; *Kasper Risbjerg Eskildsen*: *Private Übungen und verkörpertes Wissen: Zur Unterrichtspraxis der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert*, in: *Martin Kintzinger/Sita Steckel* (Hg.), *Akademische Wissenskulturen. Praktiken des Lehrens und Forschens vom Mittelalter bis zur Moderne*, Basel 2015, S. 143–161.
- 3 *Philipp Müller*: *Geschichte machen. Historisches Forschen und die Politik der Archive*, Göttingen 2019.

historischen Forschung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts<sup>4</sup> haben entsprechend Aufmerksamkeit erfahren.

Mit den »Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert« wird eine jener materiellen Grundlagen des Wirkens von Historikerinnen und Historikern in den unterschiedlichsten Facetten in den Blick genommen, welche trotz – oder möglicherweise gerade wegen? – ihrer ständigen Präsenz in der alltäglichen historiographischen Praxis kaum gesonderte Aufmerksamkeit erfahren hat. Es werden im vorliegenden Band deshalb Briefe von, an und über Historiker in historiographie- und wissenschaftsgeschichtlicher, aber auch in kulturhistorischer Hinsicht, als Arbeitsinstrument und Kommunikationsmittel, als Ausdruck bürgerlicher Lebensformen wie auch individueller Sinnwelten, als Ergebnis kultureller Prägungen und Normen beziehungsweise ihrer etwaigen Brechung sowie nicht zuletzt auch als Gegenstand von historiographiegeschichtlichen Editionen untersucht.

Abzugrenzen ist das Forschungsinteresse des Bandes deshalb zunächst von der Vielzahl an gängigen Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte des Briefes als historischer Quelle<sup>5</sup>, welche bereits mit den ersten Ausprägungen kulturgeschichtlicher Forschung eingesetzt<sup>6</sup> und bis in die unmittelbare Gegenwart ihre produktive Fortsetzung gefunden haben.<sup>7</sup> Selbstredend sind auch die Briefe von Historikern Quellen in diesem Sinne und werden als solche behandelt, jedoch ohne dass sich der Band in der heterogenen Vielzahl anderer Briefphänomene verliert. Die hier gewählte, vornehmlich historiographiegeschichtliche Perspektive profitiert selbstredend von der weit fortgeschrittenen Vermessung des Gesamtfeldes von Briefformen jeglicher Art; als Ausgangspunkt für ihre spezifischen Fragen werden im ersten Hauptabschnitt die »Grundlagen historiographischer Briefkultur(en)« erörtert, insbesondere im Beitrag von Michael Maurer aus kulturhistorischer Perspektive Briefe in den weiteren Kontext von Selbstzeugnissen wie Tagebücher und Autobiographien eingeordnet.

Erkenntnisleitend für den gesamten Band wie auch für einzelne Beiträge dient der Begriff der »Briefkultur(en)«, der für die Geschichte der Geschichts-

4 Daniela Saxer: Die Schärfung des Quellenblicks. Forschungspraktiken in der Geschichtswissenschaft 1840–1914, München 2013.

5 Vgl. einführend Michael Maurer: Briefe, in: Ders. (Hg.), Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 4: Quellen, Stuttgart 2002, S. 349–372.

6 Georg Steinhausen: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 2 Teile, Berlin 1889/1891. Zu Steinhausen vgl. Jürgen Herold: Georg Steinhausen und die Kulturgeschichte, in: Archiv für Kulturgeschichte 85 (2003), S. 29–70.

7 Vgl. neben vielen anderen: Reinhard M. G. Nickisch: Brief, Stuttgart 1991; Eva Lia Wyss/ Ulrich Schmitz (Hg.): Briefkommunikation im 20. Jahrhundert, Oldenburg 2002; Jörg Schuster/Jochen Strobel (Hg.): Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard, Berlin/Boston 2013; Isolde Schiffermüller/Chiara Conterno (Hg.): Briefkultur. Transformationen epistolarer Schreibens in der deutschen Literatur, Würzburg 2015; Marie Isabel Matthews-Schlinzig/Caroline Socha (Hg.), Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur/What is a letter? Essays on epistolary theory and culture, Würzburg 2018.

wissenschaft in Deutschland bislang – trotz der vorliegenden Fülle an Briefeditionen besonders von Historikern – weder als empirisch tatsächlich gefüllt noch als methodisch hinreichend reflektiert anzusehen ist. In dieser Hinsicht wird als Ausgangshypothese angenommen, dass die Nutzung und der Zweck von Briefen wie auch ihre sinngebende Wirkung in den untersuchten Zeiträumen jeweils sowohl eine zu identifizierende, in manchen Facetten auch längerfristig wirksame Briefkultur des Faches als auch zugleich verschiedene, zeitlich voneinander abgrenzbare, möglicherweise auch widersprüchliche Briefkulturen geformt hat. Vereinte etwa die berufspraktische Bedeutung des Briefes als Kommunikationsmittel die Fachvertreter aller berücksichtigten Zeiten, und wenn ja, in welcher Weise, mit welchen Folgen und welchen Grenzen? Waren die vielfältigen Funktionen von Briefen den Geschichtsschreibern der Reichseinigungszeit ebenso eigen wie jenen Historikern, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts oder gar bis in die heutige Zeit wirkten? Offerierten Briefe über diesen von disziplinären, aber natürlich auch politischen, sozialen und kulturellen Brüchen geprägten Zeitraum einen kontinuierlichen, vergleichbaren Informationszweck und -gehalt? Welche Veränderungen schließlich erfuhr die Kultur des Briefschreibens unter Historikern, nachdem alternative Kommunikationsformen erfunden, etabliert und schließlich vorherrschend wurden?

Ebenso wie nach zeitlich übergreifenden Phänomenen fragt der Band nach den Spezifika von Briefkultur(en) einzelner Perioden, nach deren Aussagekraft im Hinblick auf die jeweiligen Fachkultur(en). Wie wirkmächtig war die unter den Historikern im Kaiserreich verbreitete Ansicht, dass Briefe wesentliche Bestandteile eines wissenschaftlichen Werkes seien? Einschlägig in diesem Zusammenhang ist das berühmte Diktum Leopold von Ranke, sein Kollege Johannes von Müller habe durch seine Briefe »am Ende mehr gewirkt, als durch alle seine Werke«. <sup>8</sup> Ein bemerkenswerter Ausweis einer sowohl wissenschaftspraktischen als auch wissenschaftsgeschichtlichen Geisteshaltung, die für die Historikergenerationen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – die wiederum der Disziplin ihren Stempel bis weit in das 20. Jahrhundert hinein aufdrückten – durchaus wesentlich Geltung erlangte. Entsprechend folgte auf Alfred Doves Ausgabe der Briefe Ranke, mitsamt der zitierten Einschätzung der Fähigkeiten Johannes von Müllers, nach dem Tod Doves, nahezu unvermeidlich, wiederum eine Edition, nun mit Briefen Doves. <sup>9</sup>

In einem wesentlichen Teil des berücksichtigten Untersuchungszeitraumes wurden Briefe in einem wissenschaftlichen Umfeld geschrieben, das diesen in der fachgeschichtlichen Selbstverortung einen hohen Rang einräumte und das Briefwerk bedeutender Fachvertreter der fortgesetzten disziplinhistorischen Reflexion und Legitimation zurechnete. Diese Briefe waren deshalb über ihren

8 *Leopold von Ranke: Zur eigenen Lebensgeschichte*, hg. von *Alfred Dove*, Leipzig 1890 (Sämtliche Werke Bd. 53/54), S. 272.

9 *Alfred Dove: Ausgewählte Aufsätze und Briefe*, hg. v. *Friedrich Meinecke/Oswald Dammann*, München 1925.

Mitteilungswert für den eigentlichen Adressaten hinaus potentiell auch an eine imaginierte wissenschaftliche Gemeinschaft gerichtet, deren Vorgänger in Briefeditionen zu würdigen waren und deren Nachfolger dereinst das eigene Briefwerk als Teil des wissenschaftlichen Oeuvres zur Kenntnis nehmen würden. Nicht zuletzt deshalb haben Veränderungen, Krisen oder Brüche – etwa 1914/18, 1933 oder 1945 – dieser tatsächlichen oder vermeintlichen Gemeinschaft ihren besonderen Niederschlag in den Briefen von Historikern gefunden, die zugleich auch über Epochengrenzen hinweg fachliche wie geschichts- oder politikkulturelle Entwicklungen aufzeigen.

Zugleich nimmt der Band mit dem Brief eine jener materiellen Grundlagen der Geschichtswissenschaft in den Blick, in welcher sich die berufliche und private Person des Historikers in kaum vergleichbarer Weise begegnen, überschneiden, möglicherweise gar miteinander in Konflikt geraten. In den seit 1919 publizierten »Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts«, zu deren Entstehung und Entwicklung auch deshalb ein eigener Beitrag aufgenommen wurde, erschien noch im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens das umfassende edierte Briefwerk Johann Gustav Droysens. Doch schon Droysens Sohn, berichtete der Bearbeiter, habe geschwankt, ob »er das Leben seines Vaters biographisch schildern oder statt dessen lediglich seinen Briefwechsel« herausgeben solle.<sup>10</sup> Welche Fortsetzung fand eine solche, fraglos auch als Stilisierung zu begreifende Parallelführung von Leben und Korrespondenz, von Biographie und Brief im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts? Wie eng war diese möglicherweise an die politisch wie historiographisch »stabile« Entwicklung des Kaiserreichs gebunden und wurde im »Zeitalter der Extreme« zur Aporie? Tatsächlich wird mit Briefen als Untersuchungsgegenstand – unvermeidlich – vielfach eine einzelne Persönlichkeit besonders fokussiert. Zugleich möchte der Band nichts weniger, als wie an einer Perlenkette aufgereiht nacheinander mehr oder weniger »bedeutende Männer« präsentieren. Deshalb sollen auch die auf einen einzelnen Historiker konzentrierten Beiträge jeweils ein eigenständiges Problem oder eine besondere Konstellation ausleuchten, die über den engeren Gegenstand etwas Allgemeines über die historiographische Briefkultur zu erzählen weiß.

Dass es sich fast ausschließlich um Historiker, und nur selten um Historikerinnen handelt, ist der disziplinären Entwicklung geschuldet: Zwar trugen nicht wenige Frauen bereits seit dem 19. Jahrhundert zur historischen Forschung bei, jedoch wurden ihnen für lange Zeit vor allem »dienende« Aufgaben in der Erschließung von Archivalien oder in der Zuarbeit zu größeren Forschungsvorhaben zugewiesen. Tätigkeiten, aus denen sich nur selten eine wissenschaftliche Korrespondenz ergab, die keine Möglichkeit zur Ausbildung eines Schüler- und Kollegenkreises offerierten.<sup>11</sup> Der Zugang zu akademischen Qualifikationen als

10 *Rudolf Hübner* (Hg.): Johann Gustav Droysens. Briefwechsel, 2 Bde., Stuttgart 1929 (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts 25/26), VII.

11 Auch die Briefe hinreichend qualifizierter Frauen fanden (und finden) vor allem in der Korrespondenz mit ihren Ehemännern Berücksichtigung, vgl. *Otto Hintze/Hedwig Hintze*:

schrittweiser Eintritt in die »Gelehrtenwelt« musste mühsam und gegen hartnäckigen Widerstand erlangt werden. Während Promotionen von Frauen in den 1920er Jahren keine Seltenheit mehr waren, beschloss etwa die Philosophische Fakultät der Münchner Universität noch 1932, dass nach »Fakultätsbeschluss [...] von weiblichen Habilitanden besonders hervorragende Leistungen gefordert werden« sollten.<sup>12</sup> Eine »Gleichbehandlung« mit ihren männlichen Kollegen erfuhren Historikerinnen daher allenfalls in der Ausgrenzung, weshalb in Birte Meinschiesens Beitrag über Emigrationskorrespondenzen auch vertriebene Historikerinnen gewürdigt sind. Zwar wurden, nicht nur in Deutschland, vor allem in den Jahren ab 1939 Zugangsbeschränkungen gelegentlich gelockert, nach Kriegsende jedoch wurde zunächst zu einer strikteren Handhabung zurückgekehrt. Kurzum: Als Frauen ab den 1960er Jahren in einem weiterhin zögerlichen Prozess Zugang zu akademischen Positionen erlangten, hatte der Niedergang der hier betrachteten Briefkultur(en) bereits eingesetzt.<sup>13</sup> Es war aus diesem Grund leider nicht möglich, einen Einzelbeitrag über eine Historikerin zu erhalten.

Seine zeitliche Begrenzung erfährt das Thema der »Briefkultur(en)« mit dem Auslaufen der zugrundeliegenden Kommunikationskultur im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts – wenn auch der zugleich fortgesetzt ungeminderte »Ausstoß« an einschlägigen Briefeditionen<sup>14</sup> unterstreicht, dass das Thema »Briefkultur(en)« damit historiographiegeschichtlich keineswegs ad acta gelegt ist und in seiner fachgeschichtlichen Reflexion weit in das 21. Jahrhundert hineinreicht. Es ist aber den Herausgebern trotz verschiedener Bemühungen nicht gelungen, einen entsprechenden Beitrag zur bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft seit der Mitte der 1970er Jahre einzuwerben. Zunächst lebt eine wesentliche Anzahl der die Debatten seitdem prägenden Historiker noch. Dann sind im gegebenen Falle die vereinzelt vorliegenden Nachlässe nicht oder – eben weil die Mehrzahl der Generationengenossen noch lebt – schon aus rechtlichen Gründen nur eingeschränkt benutzbar. Schließlich aber ist in einer auf Bitten der Herausgeber begonnenen Exploration in den wenigen zugänglichen Beständen festzustellen gewesen, dass die aufzufindenden Briefwerke allenfalls

»Verzage nicht und laß nicht ab zu kämpfen...«. Die Korrespondenz 1925–1940, bearb. von *Brigitta Oestreich*, hg. von *Robert Jütte* und *Gerhard Hirschfeld*, Essen 2004; *Eberhard Gothein/Marie Luise Gothein*: Im Schaffen genießen. Der Briefwechsel der Kulturwissenschaftler Eberhard und Marie Luise Gothein, hg. von *Michael Maurer* u. a., Köln u. a. 2006.

12 Protokoll über die Sitzung der engeren Fakultät, 10.6.1932, UA München, O-III-7.

13 Auf einem Höhepunkt allgemeiner Briefkultur hingegen, darauf weist Michael Maurer in seinem Beitrag hin, noch vor dem Untersuchungszeitraum dieses Bandes, boten Briefe für Frauen einen Weg in die Schriftlichkeit: ihre Briefe seien seit dem 18. Jahrhundert bedeutend für die Geschichte des Briefes als Selbstzeugnis gewesen.

14 Beispielhaft sei verwiesen auf: *Friedrich Meinecke*: Neue Briefe und Dokumente, hg. und bearb. von *Gisela Bock* und *Gerhard A. Ritter*, München 2012; *Johannes Haller*: Briefe eines Historikers, bearb. von *Benjamin Hasselhorn* nach Vorarbeiten von *Christian Kleinert*, München 2014; *Fritz Hartung*: Korrespondenz eines Historikers zwischen Kaiserreich und zweiter Nachkriegszeit, hg. von *Hans-Christof Kraus*, München 2019.

bedingt »Stoff« für die in diesem Band angestellten Überlegungen bereit halten. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Befund durch künftige Forschungen widerlegt oder zumindest wesentlich differenziert und gewinnbringend erkundet werden kann. Jedoch sind Zweifel leider nicht unbegründet, dass künftige Historiker der eigenen Fachgeschichte auf die so ergiebige Quelle des Briefes werden verzichtet müssen.<sup>15</sup>

Es liegt hingegen keineswegs am Fehlen geeigneter Briefe, dass dieser Band mit den ersten Ausprägungen einer berufsmäßigen, universitär verankerten Geschichtswissenschaft in den 1860er und 1870er Jahren einsetzt – und nicht bereits zuvor. Im Gegenteil, die noch wesentlich in das 19. Jahrhundert hineinwirkende Briefkultur der Frühen Neuzeit und der Aufklärung ist angesichts ihres Reichtums und ihrer Bedeutung ein vielfach berücksichtigter Gegenstand kultur- und literaturhistorischer, auch historiographiegeschichtlicher Forschung.<sup>16</sup> Die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem rasch voranschreitenden Disziplinbildungsprozess professionalisierende Geschichtswissenschaft des Kaiserreichs hingegen kann zwar als Ausgangspunkt zahlreicher historiographiegeschichtlicher Entwicklungen gelten, die nicht zuletzt auch eine Vielzahl an Briefen und Briefeditionen hervorgebracht haben, im Sinne der hier gewählten Themenstellung ist diese jedoch bislang kaum eingehender reflektiert worden. Ein Befund, der noch weitaus stärker für die Zeit der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus sowie der Jahre nach 1945 und der frühen Bundesrepublik, gar der Geschichtswissenschaft der DDR, zutrifft. Für den weiteren Rahmen der Geisteswissenschaften ist der Zeitraum zwischen den 1880er und 1920er Jahren als »Sattelzeit« bezeichnet worden, in dem sich das »institutionelle und intellektuelle Ensemble« herausbildete, das trotz mancher Abwandlungen bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts überdauert habe.<sup>17</sup> Mit manchen Vor- und Ausläufern, in editorischer Hinsicht bis in das 21. Jahrhundert hinein, ist damit auch der hier berücksichtigte Zeitraum umrissen.

\* \* \* \* \*

15 Vgl. auch die jüngst in einer Rezension geäußerte Befürchtung, der noch im Mittelpunkt des Interesses der Historiographiegeschichte stehenden »Generation und ihrer stupenden Briefkultur« werde keine weitere folgen: »Man wird befürchten müssen, dass die einst zu schreibende Geschichte der Historikertage des 21. Jahrhunderts mit sehr viel weniger solcher aussagekräftiger Quellen wird auskommen müssen.« Vgl. *Winfried Schulze*, Rezension zu: Berg, Matthias; Blaschke, Olaf; Sabrow, Martin; Thiel, Jens; Thijs, Krijn: Die versammelte Zunft. Historikerverband und Historikertage in Deutschland 1893–2000, 2 Bde., Göttingen 2018, in: H-Soz-Kult 12.04.2019, [www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-27496](http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-27496) [27.4.2020].

16 Vgl. etwa *Rainer Baasner* (Hg.): Briefkultur im 19. Jahrhundert, Tübingen 1999; *Robert Velusig*: Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar 2000; *Johannes Anderegg*: »Schreibe mir oft!« Das Medium Brief von 1750 bis 1830, Göttingen 2001; *Annette C. Anton*: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart/Weimar 1995.

17 *Jan Eckel*: Geist der Zeit. Deutsche Geisteswissenschaften seit 1870, Göttingen 2008, S. 12.

Der vorliegende Band ist in vier Hauptabschnitte unterteilt, die weder im Einzelnen noch in ihrer Summe den Anspruch erheben können (noch sollen), das Phänomen von »Briefkultur(en)« in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jahrhundert in seiner Gesamtheit zu erfassen oder abzubilden. Vielmehr lag es aus Sicht der Herausgeber auf der Hand, dieses für die Historiographiegeschichte als eigenständiger Gegenstand der Reflexion noch zu erschließende Forschungsfeld einer ersten Kartierung zu unterziehen, grundlegende Überlegungen zu formulieren und aus einer Fülle von Ansätzen für die weitere Forschung Ausblicke zu eröffnen. Es bot sich deshalb an, mit den »Grundlagen historiographischer Briefkultur(en)« zu beginnen, um daran anschließend im zweiten Hauptabschnitt »Formen und Varianten« dieser Briefkultur(en) vom 19. Jahrhundert bis zum Übergang in die Zwischenkriegszeit bzw. die Weimarer Republik in den Blick zu nehmen. In zeitlicher Abfolge werden drittens »Krisen und Grenzen« historiographischer Briefkultur(en) im »Zeitalter der Extreme« ausgelotet sowie im vierten Hauptabschnitt gewissermaßen ihre »Verarbeitung« in Briefeditionen beispielhaft gemustert. Ein vergleichender Blick – ob aus interdisziplinärer oder auch internationaler Perspektive – ist stets angestrebt und soweit möglich auch berücksichtigt worden, sollte jedoch bewusst nicht in einer gesonderten Sektion »ausgelagert« sein. Die entsprechenden Beiträge sind deshalb Teil der jeweiligen Hauptabschnitte.

Der erste Hauptabschnitt des Bandes soll die wesentlichen »Grundlagen historiographischer Briefkultur(en)« erläutern; die vier versammelten Aufsätze erörtern in vielerlei Hinsicht wichtige Ausgangsüberlegungen des Bandes als Ganzes wie der nachfolgenden Einzelbeiträge. Deshalb leuchtet zunächst *Gangolf Hübinger* den »bürgerlichen Wertehimmel« als Ausgangsbedingung der Briefkultur(en) von Historikern in ihrer Eigenschaft als Bildungsbürger des 19. Jahrhunderts aus, Prägungen, die auch im 20. Jahrhundert noch Wirkungsmacht beanspruchen konnten. Die Briefe von Historikern und anderen Gelehrten legten die »Verhaltensmuster bildungsständischer Differenzierung« offen; Briefe machen, so Hübinger, den »sprichwörtlichen Zusammenhang von Konnubium, Kommensalität und Kommunikation plastisch.« Der Autor hebt im Anschluss an Reinhart Koselleck den Rang von »kommunikativen Leistungen« als Teil bildungsbürgerlicher Normen hervor: eine Erklärung für Gelehrtenkorrespondenzen wie jene Max Webers, auf welche Hübingers Beitrag im zweiten Teil eingeht. Auskunft darüber, wie Weber seine »Gelehrtenexistenz als ›Beruf‹ begriff und praktizierte«, würden vor allem seine Briefe geben, denn aus den Briefen des bürgerlichen Zeitalters ist zu erfahren, wie »ein gelehrter Denkstil gelebt und kommuniziert wurde.«

Im zweiten Beitrag tritt *Michael Maurer* noch einmal einen Schritt zurück und widmet sich aus einer umfassenden kulturhistorischen Perspektive dem Brief in seiner wesentlichen Eigenschaft als Selbstzeugnis, arbeitet seine Merkmale im Vergleich mit Tagebüchern und Autobiographien heraus. Als wesentlich begreift Maurer den verschiedenartigen »Adressatenbezug«: Briefe würden »immer im Blick auf ein Du« geschrieben, selbst wenn »die Selbstfindung, Selbstdar-



stellung und Selbstthematizierung überhandnehmen«. Der Brief dient in erster Linie der Kommunikation, er ist ein »Gespräch unter Abwesenden«. Vor allem aber, betont Maurer, kennzeichne Briefe ihr »fluider Charakter«, die Beziehung zwischen dem Absender und dem Empfänger verändere sich im Briefschreiben, werde formulierend gestaltet. Historikerbriefe spiegelten ihre Herkunft, Bildung, Sozialisation, ihr Studium, ihre Berufstätigkeit, ihre Sozialkontakte, ihre Familienverhältnisse in einer anderen bürgerlichen (und in einigen Fällen auch adligen) Personen vergleichbaren Weise.

Im dritten Beitrag nähert sich *Stefan Rebenich* mit der (auch) in Briefen organisierten Wissenschaftspolitik von Friedrich Althoff, Theodor Mommsen und Adolf Harnack weiter dem thematischen Kern des Bandes und handelt dabei nur vermeintlich über ein gesondertes Beispiel gelehrter Korrespondenz auf oberster Hierarchieebene. Tatsächlich ist sein Beitrag sehr viel weiter gefasst und ordnet Briefe einem umfassenden »Kommunikationsakt« zu, der mündliche und schriftliche Informationen Dritter, die wechselseitige Beachtung spezifischer Regeln, Reziprozität sowie die Einbeziehung unterschiedlicher Personen und Gruppen erforderte. Die »Verschriftlichung« behandelte Gegenstände sei für die »Rationalisierung wissenschaftspolitischer Entscheidungsprozesse« zentral gewesen, die vorgestellten Korrespondenzen legten die Modi der Durchsetzung wissenschaftlicher, wissenschaftsorganisatorischer und wissenschaftspolitischer Anliegen im Kaiserreich offen. Briefe konstituierten und stabilisierten wissenschaftliche oder politische Netzwerke, ein verwaltungs- und institutionengeschichtlicher Ansatz allein könne etwa das »System Althoff« nicht adäquat rekonstruieren, »sozial konditionierte Kommunikations- und kulturell codierte Interaktionsformen« seien zu untersuchen. Mit seinen zusammengefassten Merkmalen einer »Wissenschaftspolitik in Briefen« schließlich gibt Rebenich der weiteren Auseinandersetzung mit historiographischen Briefkultur(en) wichtige analytische Kategorien an die Hand.

Im abschließenden Beitrag des ersten Hauptabschnittes widmet sich *Hans-Harald Müller* den Korrespondenzformen in der Germanistik des 19. Jahrhunderts und fragt, welchen »Einfluss die Disziplinentstehung bzw. -entwicklung auf die Konzeption des Gelehrtenbriefs« nahm. Er untersucht dafür zwei der wichtigsten Korrespondenznetzwerke in der Germanistik – zunächst das um die Brüder Grimm und anschließend jenes um Wilhelm Scherer – und arbeitet die Unterschiede im Zweck und damit in den Formen der brieflichen Korrespondenz klar heraus: Den Grimms und ihren Mitstreitern ging es vor allem um »Informationsbeschaffung und den Austausch von Wissensressourcen«. Besonders erhellend dabei das Beispiel der »Adversarien«, mit denen die Grimms ihre wissenschaftliche Kommunikation in Briefen organisierten. Die derart »verdichtete Kommunikation« begreift Müller allerdings noch als »Fortsetzung der gelehrten polyhistorischen Kommunikationspraxis« der Frühen Neuzeit. Als gegen Ende der 1870er Jahre sich das Korrespondenznetzwerk um Wilhelm Scherer herausbildete, war die disziplinäre Gestalt der Germanistik hingegen schon sehr viel verfestigter: als eine wichtige Voraussetzung »für die Entstehung des

neueren Briefnetzwerks« begreift Müller die Institutionalisierung germanistischer Seminare. Die Schüler Scherers betrachteten »die Korrespondenz mit dem Lehrer und untereinander nicht zuletzt als Möglichkeit, das Seminargespräch in einem anderen Medium fortzusetzen.«

Den zweiten Hauptabschnitt zu »Formen und Varianten historiographischer Briefkultur(en) seit dem 19. Jahrhundert« eröffnet ein Beitrag von *Matthias Berg*, der sich der Organisationsgeschichte der Historikertage und des Historikerverbandes aus der Perspektive ihrer Korrespondenzen zuwendet. Dabei nimmt Berg an, dass der evidente Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Briefkultur auch für Institutionen Anwendung finden kann, dass sich demnach Organisationsstruktur und Kommunikationskultur des Historikerverbandes seit seiner Gründung in den 1890er Jahren gegenseitig bedingten und im gegebenen Fall anpassten. Der Beitrag beschreibt die besonderen Ausprägungen – auch Probleme und Hindernisse – der Briefkultur einer zunächst dem pluralen Austausch gewidmeten Institution, deren fachliche und organisatorische »Disziplinierung« nicht ohne Auswirkung auf eben jene Kultur des kommunikativen Austausches bleiben konnte. Nicht zuletzt rücken hier auch Briefe in den Mittelpunkt, die als scheinbar bloße »Nachrichtenübermittler« verzweckt und ausgebeutet werden, ohne in ihrer eigenen Gestalt unmittelbar Aufmerksamkeit zu erlangen.

Mit Werner Sombart und Robert Michels nehmen *Thomas Kroll* und *Friedrich Lenger* zwei überaus einflussreiche Wissenschaftler in ihrer Rolle als Briefeschreiber und somit auch den Zusammenhang von Briefkultur, Sozialwissenschaft und Politik in den Blick. Die der disziplinären Entwicklung zur Soziologie vorgelagerte Nationalökonomie zählte zu den wichtigsten Impulsgebern in einem breiteren Feld von Fächern um 1900, deren vielleicht größtes, aber bei weitem nicht innovativstes die Geschichtswissenschaft war. Gleichwohl – ähnlich wie bei der Germanistik – verstanden es die Historiker, fruchtbaren Nutzen aus der Anregung von außen zu ziehen. Der Blick auf den Austausch zweier Vertreter benachbarter, zugleich verwandter wie konkurrierender Disziplinen erweist sich als ertragreich, um auch die Geschichtswissenschaft und ihre Briefkultur(en) im Lichte des Vergleichs besser konturieren zu können, zumal, wie die Autoren herausstellen, in der »Korrespondenz historischer Kulturwissenschaftler des Kaiserreichs und der Weimarer Republik Disziplinargrenzen nur eine untergeordnete Rolle« spielten.

Eine Zeitspanne, die auch den Wirkungsjahren Hans Delbrücks entsprach, der zweifelsohne und vor allem in seiner Selbstsicht ein Historiker war, jedoch noch eine Reihe weiterer Rollen mit seiner »Historiker-Identität« verband. *Jonas Klein* unternimmt in seinem Beitrag anhand der Korrespondenz Delbrücks als Herausgeber der »Preußischen Jahrbücher« eine biographische »Tiefenbohrung« in die gelehrte Briefkultur des Deutschen Kaiserreichs, mit welcher zunächst der »Stand des Historikers als Briefeschreiber im Spannungsfeld verschiedener Rollen« fokussiert werden soll, denn entscheidend seien »vor allem die Rollen [...], welche die Korrespondenzpartner zueinander einnahmen.« Zweitens bietet

diese Korrespondenz die Möglichkeit, der engen »Verzahnung von Politik und Geschichte« in der politischen Kommunikation des Kaiserreichs nachzugehen. Als Briefautor stand Delbrück, wie Klein herausarbeitet, nicht an einer festen Mauer zwischen Wissenschaft und Politik, sondern eher an einer »verbindenden Membran« zwischen diesen beiden Feldern.

Der briefliche Kommentar in der deutschen Geschichtswissenschaft des Kaiserreichs ist nur im Zusammenhang mit der diskursiven Kultur des Faches selbst zu verstehen. Entsprechend überrascht es nicht, wie ablehnend die »Zunft« auf die sich auch in seinen Briefen entfaltende Persönlichkeit Johannes Hallers reagierte, dessen von Zorn, Spott, Verzweiflung geprägte Korrespondenz *Benjamin Hasselhorn* aus emotionsgeschichtlichem Blickwinkel betrachtet. Er präsentiert diese als Quelle für die Geschichte der Geschichtswissenschaft nicht »nur im Sinne einer fachlichen Wissensgeschichte, sondern auch im Sinne einer Sozialgeschichte des akademischen Betriebs.« Hauptsächlicher Grund für das schwierige Verhältnis Hallers zu eben diesem Betrieb war seine »Mischung aus Zugehörigkeit und scharfer Distanzierung.« Die Briefe Hallers leuchten deshalb weniger »die Psychopathologie eines deutschen Professors«, sondern vielmehr »die spezifischen Charakteristika des deutschen akademischen Betriebs« und einen nur auf den ersten Blick befremdlichen Aspekt seiner »Briefkultur« aus.

Als transnationale Vergleichsfolie schließlich bietet sich die von *Geneviève Warland* vorgestellte belgische Geschichtswissenschaft besonders an, orientierte sich doch ein wesentlicher Teil der belgischen Historiker um 1900 ausdrücklich an der deutschen Geschichtswissenschaft, auch Henri Pirenne und Paul Fredericq, die zwei einflussreichsten belgischen Geschichtsforscher der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auf die Korrespondenz-Netzwerke beider mit ihren deutschen Kollegen geht Warland in der ersten Hälfte ihres Beitrages ein, eine Geschichte transnationaler historiographischer Anregung und Briefkultur, die mit dem Ersten Weltkrieg und der Deportation beider Historiker in die Gefangenschaft nach Deutschland einen nicht zu heilenden Bruch erfuhr und damit auch Auskunft über gelöste Korrespondenznetzwerke sowie die Konfrontation nationaler Briefkultur(en) geben kann. Anhand des generationell nachfolgenden François-Louis Ganshof, der bis in die 1960er Jahre im Kontakt mit deutschen Historikern stand, kann Warland zudem den Perspektivwechsel dieser belgisch-deutschen Historiker-Korrespondenzen aufzeigen.

Die Sollbruchstelle des Ersten Weltkrieges, der Anbruch des »Zeitalters der Extreme«, blieb auch für die Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft nicht ohne Auswirkung; gleichwohl traten »Krisen und Grenzen« dieser nicht immer unmittelbar beziehungsweise zeitlich versetzt zutage. Mit dem Kaiserreich waren für viele deutsche Historiker Gewissheiten untergegangen, ihre mehrfache, wenn auch teils mehr empfundene als tatsächlich vollzogene »Enteignung« (Langewiesche) ließ ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung als Bildungsbürger nicht unberührt. Zugleich blieb das Kaiserreich – ob nun in zustimmender oder ablehnender Sicht – ein wesentlicher Orientierungspunkt. Im ersten Beitrag des Abschnittes widmet sich *Philip Rosin* einem vom Kaiser-

reich nachhaltig geprägten, als »Vernunftrepublikaner« der Weimarer Republik jedoch zugewandten Historiker: Hermann Oncken. Nach seinem Aufstieg zu einem der einflussreichsten deutschen Geschichtsforscher rückt Onckens Weg vom Mittelpunkt des Faches in die Ausgrenzung im Nationalsozialismus mitsamt allen Folgen für seine Korrespondenz in den Blick. Wie sich der Wandel vom Großordinarius zum Ausgestoßenen gestaltete, welche Substitute der Einbindung im Sujet des persönlichen Briefes – im Gegensatz zur Veröffentlichung – möglich blieben, welche Formen des Schweigens zugleich stattfanden, das sind die Fragen, denen der Beitrag gewidmet ist.

Mit Albert Brackmann kommt im folgenden Beitrag von *Martin Koschny* einer der in den kontroversen Debatten der vergangenen zwei Jahrzehnte um die Rolle der deutschen Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus oft genannten Historiker in das Blickfeld. Zunächst aber wird der vielfach und zumeist metaphorisch genutzte Netzwerk-Begriff auf seinen tatsächlichen Ertrag für die Untersuchung historiographischer Briefkultur(en) geprüft, um anschließend anhand der Korrespondenz-Netzwerke Brackmanns eine Erprobung zu erfahren. Dabei setzt Koschny mit dessen früher Karriere als Mediävist und Erforscher der »Papsturkunden« ein, um anschließend die Fortentwicklung, den Ausbau, gelegentlich aber auch das Austrocknen seiner Korrespondenz-Netzwerke im Zuge seiner Karriere, etwa durch Lehrstuhlberufungen, darzustellen. Ihre maximale Ausfächerung und Verdichtung erfuhr die ausgesprochen umfangreiche Korrespondenz Brackmanns ab den späten 1920er Jahren in der »Ostforschung«, welche durch Koschnys Ansatz nun nachvollziehbarer in die »weiteren« Karrieren Brackmanns eingeordnet ist.

Während es Brackmanns Neigung überlassen blieb, in welchem Maße seine mediävistischen Forschungen mit der politisierten »Ostforschung« wechselten, konnten die im Beitrag von *Birte Meinschien* vorgestellten, ab 1933 in die britische Emigration gezwungenen deutschsprachigen Historikerinnen und Historiker lediglich versuchen, mit Briefen als »Rettungsanker« das eigene Überleben und ihre Zukunft zu sichern, ob in der neuen Heimat oder im brieflichen Kontakt nach Deutschland. Meinschien geht den verschiedenen Möglichkeiten detailliert nach: Wie wurden die Korrespondenzen in der britischen Emigration fortgeführt? Wurden sie dies überhaupt oder brachen sie größtenteils ab? Welche Bedeutung hatte die Herkunftskultur und welchen Einfluss übte die »aufnehmende« Kultur aus? Welche differenten Formen von »Briefkultur(en)« waren zu erlernen, um in der Emigration den bitter nötigen Einstieg in ein neues Berufsleben bewältigen zu können?

Ob und in welcher Form – auch um welchen Preis – Briefe die Möglichkeit zur Wieder-Anknüpfung an frühere Verbindungen nach Deutschland bieten konnten, beschäftigt Meinschien zum Ausgang ihres Beitrages, der damit den unmittelbaren Anschluss zur folgenden Studie von *Nicolas Berg* herstellt. Im Mittelpunkt der von ihm untersuchten Briefwechsel steht das von David Kettler geprägte Konzept der »First Letters«: erste briefliche Kontaktversuche nach dem Bruch von NS-Zeit, Verfolgung, Krieg und Holocaust, zumeist von deutschen

Intellektuellen beziehungsweise Historikern an ihre emigrierten früheren Kollegen gerichtet. Eingehend widmet sich Berg dabei dem weiteren Rahmen dieser Konstellation, geht auch den Grundlagen und Ausformungen des analytischen Konzepts nach, um in einem erhellenden Beispiel sich dem Briefwechsel zwischen Friedrich Meinecke, nach 1945 vielfach als fachliche und moralische Autorität bemüht, und seinem emigrierten Schüler Gustav Mayer zuzuwenden. Der Beitrag fragt nach der besonderen kommunikativen Form, der erkenntnistheoretischen Funktion und der historischen Bedeutung dieser stets an der Grenze zur Unmöglichkeit geführten Briefwechsel.

Die Grenzen historiographischer Briefkultur(en) kommen auch im abschließenden Beitrag des dritten Hauptabschnittes in den Blick. Obwohl es im historischen Herrschaftsdiskurs der DDR im Kern, so *Martin Sabrow*, keinen Raum für herkömmliche Formen des brieflichen Austausches unter Fachkollegen gab beziehungsweise geben konnte, offeriert das Thema auch für eine Betrachtung der »durchherrschten« Geschichtsschreibung der DDR aufschlussreiche Erkenntnisse. Wichtigstes Unterscheidungsmerkmal zu den in der Mehrzahl der anderen Beiträge des Bandes behandelten Briefkultur(en) war, so arbeitet Sabrow heraus, dass die Korrespondenz der DDR-Historiographie keine Verschwiegenheit kannte, sie war »strukturell trilateral verfasst und wies [...] einen weiteren Kommunikationsteilnehmer auf [...]: den mitlesenden und implizit mitadressierten Sachwalter des Gemeinwohls im historischen Herrschaftsdiskurs« – den von allen Beteiligten akzeptierten, ja vorausgesetzten »legitimen Dritten«. Eine zunächst irritierende Konstellation, die jedoch nicht unmittelbar zur Aporie des brieflichen Austausches führte, sondern dessen Formen eine besondere Facette hinzufügte.

Mit dem Untergang der DDR endete diese spezifische briefkulturelle Ausprägung. Auch im westlich geprägten Wissenschaftssystem verbleiben an der Wende zum 21. Jahrhundert von den im vorliegenden Band untersuchten Formen von Briefkultur(en) allenfalls Relikte (wenn auch, wie ausgeführt, eine tatsächliche Untersuchung von Korrespondenzen seit den 1970er und 1980er Jahren noch aussteht und wünschenswert erscheint). Die Auseinandersetzung mit historiographischen Briefkultur(en) gleichwohl endet mit diesem Befund nicht, auch auf ihrem Höhepunkt erschöpfte sich das Thema nicht im Verhältnis zweier Korrespondenzpartner. Wissenschaftliche Briefkultur(en) waren und sind stets auch auf ihre Auswertung, auf ihre Präsentation in Editionen angelegt, Historiker schrieben Briefe mit dem Blick auf ihre Nachwelt, und selbst wo dies nicht der Fall gewesen sein mag, ergänzt die editorische Verwendung der Korrespondenzen diese um eben jene Potenz. Die »Herausforderungen und Chancen« von Briefeditionen stehen deshalb im Mittelpunkt des abschließenden Hauptabschnittes. Zunächst in einer ihrer ersten und bis heute bestehenden Editionsreihen, den von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften begründeten und herausgegebenen »Deutschen Geschichtsquellen des 19. (und 20.) Jahrhunderts«, deren Entstehung und erste Ausgaben von »Historikerbriefen« *Hans-Christof Kraus* untersucht. Eingehend widmet sich der

Beitrag den Gründen, weshalb überhaupt die Briefe von Historikern von Belang erschienen, in zweiter Linie auch, welche Briefschreiber zeitgenössisch aus welchen Gründen als editionswürdig angesehen wurden. Kraus identifiziert einen klaren »politische(n) Zweck« der inhaltlichen Ausrichtung der Editionsreihe: Nach dem verlorenen Weltkrieg sollte der erhoffte Wiederaufstieg auch durch die Erinnerung an die »wirklich oder auch nur vermeintlich ›große Zeit‹ des vergangenen Jahrhunderts«, an die Reichsgründung befördert werden, weshalb deren Protagonisten, die kleindeutsch-national orientierten, »politischen Professoren« den Vorrang erhielten.

Der zweite Beitrag geht zurück in eben diese Zeit der 1860er und 1870er Jahre. *Marion Kreis* widmet sich der editorischen Praxis des Erlanger Städteforschers Karl Hegel im Spiegel seiner Korrespondenz. Die Musterung des Briefwerks eines weithin vergessenen Historikers spannt den Bogen zwischen der Arbeitspraxis Hegels in der Frühphase der Disziplin in der Mitte des 19. Jahrhunderts und ihrer Präsentation als digitale Brief-Edition im 21. Jahrhundert. Im Mittelpunkt des Beitrages steht die Korrespondenz Hegels als Leiter eines der ersten großen Editionsunternehmen der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaft, den »Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert«.

Während Hegel in seiner Zeit ein weithin bekannter, national wie international anerkannter Historiker war, der bald nach seinem Tod dem Vergessen anheimfiel und nun mittels der weit verstreut überlieferten Briefe von ihm und an ihn gleichsam »wiederaufersteht«, galt der im Beitrag von *Folker Reichert* als »Unbekannter« im Titel verhüllte Carl Erdmann als eine der mediävistischen Nachwuchshoffnungen der 1930er Jahre, den seine unbeugsame Abneigung gegen den NS-Staat zunächst die akademische Karriere und letztlich auch das Leben kostete. Weshalb und auf welche Weise man sich dem nicht zuletzt nur mühsam zu erschließenden Briefwerk einer solchen unvollendeten Karriere widmet, darauf geht Reichert nachdrücklich ein, mustert die bekannten Korrespondenzpartner Erdmanns und erläutert, welche Briefe aus welchen Gründen vorliegen – und welche nicht. Ausdrücklich plädiert Reichert für den Gewinn, der sich aus der Lektüre dieser Briefe eines »Vergessenen« erzielen lässt, eines Außenseiters, der Kontroversen nicht scheute und sich »in schwierigen politischen Verhältnissen und am Rand seines Fachs« zu behaupten vermochte, auch in seinen Briefen.

Beschlossen wird der Hauptabschnitt zu »Briefeditionen« wie der gesamte Band durch einen Beitrag, der erneut eine vergleichende Perspektive eröffnet und auf diese Weise den Blick auf historiographische Briefkultur(en) beziehungsweise deren editorische »Verarbeitung« weiter schärfen kann. Am Beispiel eines der umfangreichsten medizinhistorischen Editionsprojekte, welches sich der Briefe des Evolutionsbiologen Ernst Haeckel annimmt, widmet sich *Roman Göbel* den Problemen und Chancen einer zugleich auf Papier wie digital erscheinenden Briefedition im 21. Jahrhundert. Im Gegensatz zu Carl Erdmann stellt das von Haeckel überlieferte Briefwerk aufgrund seines enormen Umfangs

besondere Ansprüche an eine Edition, wobei weder der klassische Druck noch die digitale Präsentation allein die sich stellenden Probleme zu lösen vermögen. Eingehend diskutiert Göbel die Vor- und Nachteile beider Varianten und zeigt, dass eine bloße Gegenüberstellung dieser Herausforderung nicht gerecht werden kann. Nicht zuletzt bleibe ein »wichtiger Teil des editorischen Kerngeschäfts, die Textkonstitution, Textkritik, Kollationierung und Validierung der digitalen Inhalte immer noch klassische Kärnerarbeit.«

\* \* \* \* \*

Der vorliegende Band geht auf eine von den Herausgebern vom 21. bis zum 23. Februar 2019 in München veranstaltete Tagung zurück und kann sämtliche der dort gehaltenen Vorträge in überarbeiteter und ergänzter Form präsentieren.<sup>18</sup> Ein besonderer Dank gilt der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung, welche sowohl die Tagung wie auch die Drucklegung des Bandes durch ihre großzügige Förderung ermöglicht hat. Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat die Tagung ebenfalls vielfältig unterstützt. Ihrem Geschäftsführer Karl-Ulrich Gelberg sei für seine bereitwilligen Hilfestellungen ebenso gedankt wie dem Historischen Kolleg dafür, dass es die Kaulbach-Villa als Tagungsort zur Verfügung stellte. Auch die Zusammenarbeit mit dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht wissen beide Herausgeber seit langem zu schätzen. Schließlich stehen wir vor allem in der Schuld all jener, die zum Gelingen der Tagung als Vortragende oder Teilnehmer beigetragen beziehungsweise ihre Beiträge für den Band zur Verfügung gestellt haben. Es ist uns eine besondere Freude, dafür danken zu dürfen.

Berlin und Erlangen, im Juli 2020

Matthias Berg  
Helmut Neuhaus

18 Vgl. die Berichte: *Thomas Jordan*: Wissenschaftler zeigten Gefühle. Historiker erforschen die Briefkultur ihrer Vorgänger, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 51 v. 1.3.2019; *Markus Gerstmeier*: Tagungsbericht Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert. 21.02.2019–23.02.2019, München, in: *H-Soz-Kult* 31.05.2019, [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8298](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8298) [27.4.2019].

## I. Grundlagen historiographischer Briefkultur(en)





GANGOLF HÜBINGER

## Briefkultur(en) im bürgerlichen Zeitalter

Briefe von Historikern können ins Zentrum des bürgerlichen Zeitalters führen. Sie sind unverzichtbar für die Muster einer bildungsbürgerlichen Lebensführung, also für das, was mit der Standardüberschrift »Leben und Werk« zu einer Person biographisch rekonstruiert und zeithistorisch kontextualisiert wird. Ohne sorgfältige Erschließung von Briefkulturen keine ergiebige Forschung zum »Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert«, das demonstrierte schon das aufwendige Projekt des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte aus den 1980er Jahren mit den Schwerpunkten »Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen«, »Bildungsgüter und Bildungswissen«, »Lebensführung und ständische Vergesellschaftung«, »Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation«.<sup>1</sup> Die Kulturbedeutung von Gelehrtenbriefen im Allgemeinen und von Historikerbriefen im Besonderen läßt sich auf allen vier Ebenen gut erweisen. Dies soll im Folgenden in zwei Teilen geschehen. In einem ersten Teil geht es um eine Gesamteinschätzung der Briefkultur für die Gelehrten- und Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Der zweite Teil ist exemplarisch meinem eigenen Arbeitsfeld entnommen, der Max Weber-Gesamtausgabe und deren Abteilung »Briefe«.

### I.

Am 17. Februar 1825 schrieb Leopold Ranke aus Frankfurt an der Oder an seinen jüngeren Bruder, den Theologen Heinrich Ranke, nachdem er soeben seine »Geschichten der romanischen und germanischen Völker« an die Gelehrtenwelt und an die preußische Regierung geschickt hatte: »Ich bin gegenwärtig in einer Stimmung [...], mein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen«. Sein Buch wolle »zur Erkenntniß des lebendigen Gottes, des Gottes unserer Nationen und der Welt« beitragen. Karl Albert von Kamptz, Erster Direktor im Justizministerium, »erwarte in mir einen Wiederhersteller der Historie, wie ihn diese Wissenschaft bedürfe; er wolle mich, wenn ich nicht abgeneigt sei, bei

1 Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen, hg. von *Werner Conze* und *Jürgen Kocka*, Stuttgart 1985; Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen, hg. von *Reinhard Koselleck*, Stuttgart 1990; Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, hg. von *M. Rainer Lepsius*, Stuttgart 1992; Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, hg. von *Jürgen Kocka*, Stuttgart 1989.